

Rezensionen

Kritische Blicke

Benedikt Schoenborn: La mésentente apprivoisée. De Gaulle et les Allemands 1963–1969. PUF, Paris 2007, 431 S., 40 Euro

Benedikt Schoenborn vom Institut universitaire des Hautes études internationales in Genf lässt die Jahre 1963 bis 1969, also von der Unterzeichnung des Elysée-Vertrages bis zum Rücktritt General de Gaulles, Revue passieren. Schoenborn spricht in seinem Band von „gezügelmten Unstimmigkeiten“ in einem Europa, das vom Kalten Krieg umgetrieben wird, und in einem Deutschland, das unter dem Druck der Vereinigten Staaten steht. Das Buch liefert wertvolle Informationen zu den verborgenen Gedanken der politischen Führer in Bonn und Paris, enthüllt Misstrauen und Neid, Missverständnisse und Zweideutigkeiten, Streit und Wutausbrüche – trotz der intensiven persönlichen Beziehungen zwischen de Gaulle und Adenauer. Der Autor geht detailliert auf die Unterzeichnung des Elysée-Vertrages sowie auf die Wirren und Vorbehalte ein, die das Ereignis umgaben, vor allem angesichts des kategorischen Nein, das de Gaulle dem Beitritt Großbritanniens zu Europa entgegenschleuderte. Bei der Beschreibung des Bruderkusses, mit dem General de Gaulle am 22. Januar 1963 Konrad Adenauer zutiefst überraschte, wird deutlich, wie sehr jenseits von politischen Reden und Initiativen manche französische Gesten die deutschen Gesprächspartner aus der Fassung bringen können (so übrigens auch Jacques Chiracs Handkuss bei der Begrüßung Angela Merkels im Jahre 2005).

Die Auseinandersetzung zum Elysée-Vertrag im Ministerrat in Bonn, die der Autor ausführlich wiedergibt, zeichnet ein vielsagendes Bild von dieser „Krise der Freundschaft“ zwischen Frankreich und Deutschland;

Außenminister Gerhard Schröder forderte den Wirtschaftsminister (und künftigen Kanzler) Ludwig Erhard, der den Vertrag ablehnte, mit folgenden Worten auf sich zu beruhigen: „Der Vertrag wird unterzeichnet, aber nicht angewendet.“ Die Reaktionen in Paris sind bekannt. Trotz allem stimmen die Zeitzeugen, die in dem Werk ausführlich zu Wort kommen, darin überein, dass eine große Kluft zwischen öffentlichen Reden und Äußerungen in kleinerem Kreis bestand, bis hin zu jenem allseits bekannten Wortwechsel zwischen de Gaulle und Adenauer, in dem ersterer erklärte: „Verträge sind wie junge Mädchen und Rosen, sie halten sich, so lange sie sich halten“, woraufhin der zweite, passionierter Rosenzüchter, antwortete: „Unser Vertrag ist ein Rosengarten, der sich unendlich halten wird, wenn man sich die Mühe macht, ihn zu pflegen“. Weder der eine noch der andere wird jemals wieder auf das Schicksal junger Mädchen zu sprechen kommen ...

Die Fortsetzung lässt sich mit wenigen Kapitelüberschriften zusammenfassen: bis Oktober 1963 das Paar de Gaulle–Adenauer, bis 1966 das ungleiche Tandem de Gaulle–Erhard, und zwischen 1966 und 1969 die Suche nach Kooperation von de Gaulle und Kiesinger / Brandt. Der erste deutsche Kanzler der Nachkriegszeit teilte nicht alle Schwerpunkte, die der Elysée-Palast im Kontext der historischen Versöhnung setzen wollte, doch sollte die „Altersgenossenschaft“ über Divergenzen hinweghelfen. Ludwig Erhard erklärte, das Versöhnungswerk seines Vorgängers fortsetzen zu wollen, kritisierte aber offen das französische Wirtschaftsmodell, um so seine eigene Philosophie einer freien Marktwirtschaft besser in den Vordergrund rücken zu können. Die Uneinigkeit zwischen den beiden Männern spiegelt den Antagonismus zwischen Atlantikern und Gaullisten wider – die deutsch-französische Zusammenarbeit wurde zu einer „herzlichen Virtualität“. Der großen Koalition von 1966 mit Kurt Georg Kiesinger und Willy Brandt als Außenminister gelang es nicht, eine gewisse Desillusionierung zu beenden, auch wenn Bonn jegliche antifranzösische Stimmung zu verhindern versuchte. Nach den Ereignissen des Mai 1968 war de Gaulle verbittert und frustriert, er warf den Deutschen ihre Haltung angesichts des Prager Frühlings vor. Im Juni 1969 wurde Georges Pompidou Staatspräsident, im September Willy Brandt Bundeskanzler, und er merkte an, es scheine, als ob Paris künftig „exemplarische Beziehungen“ und nicht „privilegierte Beziehungen“ pflegen wolle.

Mit dem Autor ist festzuhalten, dass die „intensive Phase von 1963 bis 1969 in eine doppelte Absicht einmündet, und zwar auf französischer wie auf deutscher Seite, die Errungenschaften des Elysée-Vertrages zu wahren, aber auch das Konzept allzu exklusiver Beziehungen zwischen Paris und Bonn aufzugeben“. – Dieses Vokabular wird man in den Äußerungen von Nicolas Sarkozy und Angela Merkel 2007 erneut finden.

Jérôme Pascal, Übersetzung: Erika Mursa

Wissenschaftsbeziehungen

Ulrich Pfeil (Hg.): Deutsch-französische Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen im 20. Jahrhundert. Deutsches Historisches Institut Paris, Band 81. Oldenbourg Wissenschaftsverlag, München 2007, 397 S., 44,80 Euro

Am 21. November 2008 wird das Deutsche Historische Institut den 50. Jahrestag seiner Gründung feiern können – Anlass, auf ein halbes Jahrhundert kultureller Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland zurückzublicken. Mit Unterstützung der Maison Heinrich Heine in Paris und des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) wurde im Oktober 2005 ein Kolloquium zu diesem Thema veranstaltet; ein weiteres hatte zum Ziel, die Persönlichkeiten der beiden Länder vorzustellen, die Dreh- und Angelpunkt dieser interkulturellen Arbeit der Wissenschaftsgemeinde waren.

Der vorliegende Band gibt einen geschichtlichen Überblick über zahlreiche Institutionen von gestern und heute, die sich für ein besseres Verständnis der beiden Länder füreinander eingesetzt haben (und noch immer einsetzen). Nicht alle Einrichtungen sind darin zu finden, insbesondere die bekanntesten, wie das Deutsch-Französische Institut in Ludwigsburg oder das Deutsch-Französische Jugendwerk, die bereits selbst mehrere Untersuchungen und Werke ihrer Geschichte der internationalen kulturellen Beziehungen und somit der kulturellen Außenpolitik Frankreichs und Deutschlands gewidmet haben. Die deutschsprachigen Beiträge werden durch eine französischsprachige Zusammenfassung ergänzt und vice versa.

Mit Gewinn liest man von den Erfahrungen der Institute, die heute nicht mehr existieren, aber durch ihre manchmal innovativen Konzepte viel dazu beigetra-

gen haben, dass Forscher ihren Elfenbeinturm verlassen, um die Politiker an den Ergebnissen ihrer Arbeit teilhaben zu lassen – was diese leider nicht immer nutzten. Ein Beispiel sind die zwischen den beiden Weltkriegen an den Universitäten in Frankfurt/Main, Köln und Paris durchgeführten Forschungsarbeiten über das Nachbarland. Die Gründung dieser Universitätsinstitute fügte sich, trotz der strukturellen Unterschiede, klar in den Kontext und die Strukturen des Hochschulwesens des jeweiligen Landes ein. Auch das Centre d'études germaniques, das 1921 in den von den französischen Truppen besetzten Gebieten des Rheinlands gegründet worden war, stand – wie die Autorin des entsprechenden Artikels, Corinne Defrance, erinnert – „am Schnittpunkt der Politik-, Diplomatie-, Militär- und Bildungsgeschichte“. Die Gründung der 16 Deutschen Wissenschaftlichen Institute (DWI) in Europa, darunter eines in Paris (von 1940–1944) sollte dem Reich die Instrumente an die Hand geben, mit denen Wissenschaft und Kultur „gleichgeschaltet“ werden konnten. Dazu trägt Claude Singer eine interessante Überlegung über die Bedeutung der 17 französischen Universitäten nach der Niederlage von 1940 und trotz der Ambiguität der Kollaboration bei (damals erreichten nur 4 % der Schüler in Frankreich das Abitur).

Alle diese Beiträge führen natürlich hin zu der heute besser bekannten Tätigkeit der nach dem Krieg eingerichteten Institute, an allererster Stelle das Goethe-Institut, das erst 1962 in Paris gegründet wurde – was relativ spät im Vergleich zu den anderen europäischen Hauptstädten war und eher bescheiden, verglichen mit den 17 Französischen Instituten, die schon Mitte der 1950er Jahre in Deutschland eröffnet worden waren. Zwischen 1965 und 1967 verdoppelte sich die Zahl der Deutsch lernenden französischen Schüler, das Goethe-Institut in Paris hatte fünf oder sechs Mal so viele Besucher wie das in London und doppelt so viele wie das in Rom. Das Französische Institut in Berlin – Nachfolger der Maison académique française de Berlin (von 1930 bis 1939) und der Mission culturelle française (1946) – entstand 1949 nach der sowjetischen Blockade der Stadt durch die Zusammenlegung von zwei verschiedenen Einrichtungen, des Centre culturel, dessen Aufgabe es war, die französische Kultur diesseits des Rheins bekannt zu machen, und der Mission culturelle, die stärker auf die Förderung der deutsch-französischen Versöhnung ausgerichtet war. Interessant ist auch die Gründung des Institut Saint-Louis im Jahr 1958,

die den französischen Willen belegt, nach dem Krieg deutsche Wissenschaftler im Dienste Frankreichs arbeiten zu lassen (siehe *Documents*, 6/2006). Die Mission Historique française en Allemagne (MHFA) in Göttingen und das Centre Marc-Bloch in Berlin vervollständigen diese Liste, die nicht erschöpfend, aber sehr umfangreich ist und erlaubt, die deutsch-französischen Kultur- und Wissenschaftsbeziehungen unter dem Blickwinkel der Beziehungen zwischen Institutionen und Akteuren, zwischen Politikern und Wissenschaftlern zu betrachten.

Gérard Foussier, Übersetzung: Barbara Reuter

Umerziehung und Kulturmission

Jacqueline Plum: Französische Kulturpolitik in Deutschland 1945–1955. Deutscher Universitäts-Verlag, Wiesbaden 2007, 347 S., 39,90 Euro

Die vorliegende Veröffentlichung ist eine von Jacqueline Plum 2004 an der Universität Bonn eingereichte Doktorarbeit. Die Autorin merkt schon in ihrer Einführung an, dass der Zugang zu den „Archives Françaises de l’Occupation en Allemagne et en Autriche“ in Colmar im Jahr 1986 eine Richtigstellung und Neuinterpretation der französischen Politik jener Zeit ermöglicht hat. Damit kann ein Schlussstrich unter die bisher stark negative Einschätzung des französischen Regierungshandelns gezogen werden, das im Allgemeinen im Kontext des Revanche-Gedankens gesehen wurde. Die Kulturpolitik Frankreichs in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg war die eines durch den Konflikt geschwächten Siegers, der bemüht war, seinen Platz und seinen Einfluss in der Welt wiederzuerlangen. Jacqueline Plum analysiert diese zehn Jahre, die geprägt waren von dem Willen, die aus dem deutsch-französischen Krieg von 1870 entstandene ideologische Beziehung zwischen Erbfeinden zu verändern.

Zu diesem Zweck definierte Frankreich eine Jugend- und Umerziehungspolitik, deren Ziel es war, die junge Generation Deutschlands zu demokratisieren. Diese Bemühungen führten 1963 zur Gründung des Deutsch-Französischen Jugendwerks, dessen Erfolg bekannt ist. Plum merkt an, dass sich Frankreich sehr viel später als die amerikanischen und britischen Alliierten wirklich für das Problem interessierte, ohne es allerdings zu ver-

kennen. Frankreich saß im übrigen mit am Tisch der auf Initiative Londons einberufenen ersten Konferenz der Bildungsminister der alliierten Staaten im Oktober 1942, in gewisser Weise ein Vorläufer der späteren UNESCO. Die angelsächsischen Konzepte unterschieden sich von denen Frankreichs. Paris glaubte nicht allzu sehr an die Umerziehung der Deutschen und bef wortete eher repressive Maßnahmen und ein energisches Eingreifen in das deutsche Bildungssystem. Die Briten und Amerikaner gaben sich da zurückhaltender und meinten, die Deutschen m sstten ihre Umerziehung selbst in die Hand nehmen. Schließlich gründeten die Franzosen im Frühjahr 1945 ihre eigene Regierungsorganisation, die „Kommission für die Umerziehung des deutschen Volkes“. Schon der Begriff Umerziehung implizierte sowohl eine repressive Entnazifizierungspolitik als auch eine „Entpreuung“, aber auch ein konstruktiveres, auf die Demokratisierung des Landes ausgerichtetes Vorgehen.

Es ist das Verdienst der vorliegenden Arbeit, eine Bestandsaufnahme aller Nachkriegsinitiativen erstellt zu haben, angefangen bei der Rolle des Jesuitenpaters Jean du Rivau, der schon 1945 das Zeitschriftenpaar *Documents* und *Dokumente* ins Leben rief, sowie der des Germanisten Edmond Vermeil, der im selben Jahr (nach einer Erstveröffentlichung im Jahr 1939) seinen Essay mit dem Titel „Que faire de l’Allemagne?“ herausgab. Jacqueline Plum unterscheidet zwischen Umerziehung und Kulturmission und greift die verschiedenen in den letzten Jahren veröffentlichen Analysen und Forschungsarbeiten auf, die nachweisen, dass sich der Begriff der Kultur und der Erziehung im Laufe der Jahre verändert hat, im Wesentlichen unter dem Einfluss der Zivilgesellschaft und unter anderen mit Hilfe des Bureau International de Liaison et de Documentation (B.I.L.D.) in Offenburg, des 1948 von Alfred Grosser und Emmanuel Mounier ins Leben gerufenen Comité d’Echanges avec l’Allemagne nouvelle und des im selben Jahr von Carlo Schmid und Theodor Heuss gegründeten Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg – Beispiele dafür, wie in den 1950er Jahren das Fehlen einer institutionellen auswärtigen Kulturpolitik ausgeglichen wurde. Viele Seiten widmet die Arbeit den Jugendbewegungen, die ab Dezember 1945 wieder in der französischen Besatzungszone zugelassen wurden, sowie den privaten Organisationen, die in dieser Zeit den Jugendaustausch gefördert haben. Sie endet mit dem berühmten Zitat von Joseph Rovau, dem ehema-

ligen Präsidenten des B.I.L.D., der das Ergebnis der Arbeit des Deutsch-Französischen Jugendwerks einmal „die größte organisierte Völkerwanderung in Friedenszeiten“ genannt hat.

G.F., Übersetzung: Barbara Reuter

Krisen als Modernisierungsschub

Jacques Marseille: *Du bon usage de la guerre civile en France*. Perrin, Paris 2006, 173 S., 7 Euro

Alexandre Dumas wird die auf den ersten Blick banale Beobachtung zugeschrieben, dass erst die Fronde den noch nicht gekrönten Louis XIX. zu dem gemacht habe, was er dann geworden ist. Dass soziale Spannungen, ja bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen wie die in der Mitte des 17. Jahrhunderts das Symptom schlechthin der französischen Geschichte im Blickwinkel der 'longue durée' seien, ist die These des Historikers Jacques Marseille: Im vorliegenden Band analysiert er die großen Konflikte unter der Fragestellung, in welcher Form sie einen Modernisierungsschub für Frankreich bedeutet haben.

Dabei geht er über die in Michel Winocks Buch „Fièvre hexagonale“ genannten 'Sollbruchstellen' der französischen Gesellschaft zwischen Pariser Commune und Mai '68 hinaus, indem er eine Linie von den Anfängen des Absolutismus unter Charles V. im 14. Jahrhundert bis in die Gegenwart zieht. „*Et si la guerre civile, larvée ou débridée, était en fait le réel moteur de notre histoire longue?*“, fragt sich Jacques Marseille und versucht, an acht konkreten Beispielen diese Vermutung zu bestätigen: Neben der Entmachtung des Feudaladels unter Charles V. und der Beendigung der Religionskriege durch Henri IV. sowie der bereits erwähnten Fronde gegen den jungen Louis XIV. nennt Marseille die Beendigung der Revolution durch Napoleon und die Gründung des zweiten Kaiserreichs durch dessen Neffen sowie die beiden mit 'Charles de Gaulle Ier' und 'Charles de Gaulle II.' betitelten Schnittstellen des 20. Jahrhunderts, und zuletzt die aktuellen sozialen Konflikte in den Banlieues.

Die sechste dieser acht „transformations majeures“ zieht die größte Aufmerksamkeit auf sich, und dies aus zwei Gründen: Zum einen, weil die Periode der 'années noires' zwischen 1940 und 1944 bis zum heutigen Tag

einen Stachel im Fleische derer bedeutet, die der Kontinuität französischer Geschichte das Wort reden. Zum anderen wegen des hier entwickelten Begriffs des 'accommodement', der dem Autor zum Schlüssel der Deutung wird, welcher er am Ende des Buches das Frankreich des Wahljahres 2007 unterzieht. Indem Marseille den Begriff 'collaboration' durch denjenigen des 'accommodement' ersetzt, insinuiert er eine lange Vorgeschichte des Sündenfalls der III. Republik vom Sommer 1940: Diese sei eine „République de compromis“ gewesen, und dies seit der Semaine sanglante vom Mai 1871; ihre tragische Schwäche habe darin bestanden, aus dem sozialen Status quo ein politisches Ideal gemacht zu haben, was zur Folge gehabt habe, dass im Bewusstsein der Bevölkerung das 'accommodement' zur 'raison d'être' der Republik geworden sei.

Auffällig ist die Tatsache, dass sich Marseilles' Analyse der großen bürgerkriegsähnlichen Krisen immer mit dem Namen eines großen Mannes verbindet, im Fall der 'années noires' sogar mit zwei Namen, nämlich denen der beiden Protagonisten Pétain und de Gaulle – außer natürlich im letzten Kapitel über die „*guerre des deux France' qui se déroule sous nos yeux*“, das als unabgeschlossen zu gelten hat. Hier zeigt sich indes, dass Marseilles' wenige Monate vor den Wahlen des vergangenen Jahres erschienenen Buch nicht nur das Werk eines Historikers der 'longue durée' ist, sondern ebenso dasjenige eines luziden Beobachters zeitgenössischer Politik: Die 'rupture', ein Schlüsselbegriff aus dem Wahlkampf des jetzigen Präsidenten, ist der Gegenbegriff zu jeglichem 'accommodement', das Marseille charakterisiert als den Versuch „d'ériger en modèle une société bloquée, de chanter comme refrain 'plus ça change, plus c'est la même chose', d'imaginer que la tradition peut s'opposer au marché et que l'harmonie peut se substituer à la concurrence“. Die 'rupture' wird vor dem Hintergrund der positiven Bewertung gesellschaftlicher Umbrüche zum Kriterium schlechthin, an dem sich die Erneuerung des Landes zu messen hat. Marseille unterscheidet indes zwischen der 'rupture-élan' („*bousculer la France 'abritée' pour mieux servir la France 'exposée'*“) und der 'rupture-trahison' („*jouer le rassemblement au risque assumé de renier sans vergogne et dans les meilleurs délais les engagements initiaux*“) – noch ist nicht ausgemacht, wie die jüngste Krise der französischen Republik gelöst und vor allem, wie diese Lösung zu bewerten sein wird.

Clemens Klünemann